Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 37

Artikel: Von stiller Gewalt [Schluss]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645044

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
10. September
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Drei Gedichte von Ernst Balzli*)

Scheidender Sommer.

O glanzerfüllte Abendstunde,
Du müder, wipfelroter Tag!
Der Abend steigt vom Talesgrunde
Und sinnt, wie er dich segnen mag.

Er füllt das Bitten deiner Hände
Mit reichem Glück und kleiner Qual.
O Sommerscheiden, Tagesende! —
Nun löscht das letzte Licht im Tal.

Abend im Herbst.

Im braunen Acker ruht ein müder Pflug,
Und fern im Wald versinkt ein Schwalbenflug.

Aufschauernd rauscht ein fahler Blätterfall.
Ein leises Sterben waltet überall.

Die Berge blauen, wolkenüberragt —
Und nur des Todes dunkle Flöte klagt.

Um die neunte Stunde.

Des Abends letzte Lichter löschen spät.
Ein Kinderweinen flattert und verweht.

Nun schwelt des Sichelmondes rote Glut.
Ich steh am Fenster — dunkel rauscht mein Blut.

Ich sehne mich nach Hause, lange schon —
Zerschlagnen Herzens — ein verlorner Sohn.

*) Aus dem Gedichtbändchen „In der Dämmerung". A. Francke A.-G. Bern. Siehe Buchbesprechung.

Von stiller Gewalt.

Von Frieda Schmid-Marti.

5

Ein früher Winter mit Kälte und Frost ist ins Land gefallen. Sein graues Einerlei macht die warmen, leuchtenden Herbsttage gar bald vergessen. Franz Gurtner ist noch immer im Spital. Die Stummelhand will nicht heilen, die Wunde nicht verharschen. Ein großes Kältegefühl, ein zeitweiliges Zucken und Zerren der Nerven schaffen ihm oft schwere Pein. — Eines Tages, draußen fällt der erste Schnee, bezwingt Franz Gurtner sein Heimweh nicht länger. Wie der Professor seine Visite macht, bringt er ungesäumt sein Anliegen vor: „Professor, ich möchte nach Hause. Die ewige Krankenluft, das Gejammer und Geklage —, ich ertrag's nicht länger." Aus hohlen Augen schaut Franz gespannt hinüber zu dem Arzt. Der hatte etwas Derartiges längst erwartet.

„Wenn daheim jemand die Wundbehandlung kennt und den Verband zu machen weiß, — warum nicht?"

„Meine Frau wird's schon können", sagt bestimmt der Gurtner. „Sie kommt heute zu Besuch, da kann die Schwester es ihr zeigen." — „Gut", sagt der Doktor, „in ein paar Wochen aber, wenn die Wunde ganz vernarbt ist, wollen wir sehen, ob man Euch eine künstliche Hand machen kann."

Mißtrauisch schaut der Franz hinüber zum Arzt. Nach einer Weile scharfen Nachdenkens fragt er: „Sind die Gelenke an einer künstlichen Hand beweglich — ich meine, daß man zufassen und angreifen kann?" — —

„Das will ich nicht gerade behaupten, Gurtner, aber immerhin, vom ästhetischen Standpunkt aus, man hat jetzt da etwas ganz Neues konstruiert, die Gelenke..."

„Ich frag'", schneidet Gurtner dem Professor die Rede ab, „kann man mit einer künstlichen Hand die Egge halten und den Pflug kehren?" — —

Der Arzt überlegt. — Und da fährt Franz fort: „Nein, das kann man nicht. — — Professor, einen eisernen Haken will ich haben." — —

„Aber Gurtner, doch gewiß lieber künstliche Finger. Ueberlegt's Euch noch, Gurtner." —

„Schönaussehen hin oder her, — wenn's sein muß, — schaffen will ich halt —, es bleibt beim eisernen Haken."

Eine Stunde später kommt Annebäbeli. Nach den langen tatenlosen Wochen ist Franz vom Gedanken an seine Heimkehr ganz übernommen. In seiner Freude sieht er nicht, wie blaß und schmal Bäbeli in den letzten Wochen geworden ist. — Kaum ist sie auf dem kleinen Stühlein neben dem Bett abgesessen, läutet er der Schwester. Und wie sie in den Rahmen der Türe tritt, stellt er vor. „Schau, Bäbeli, das ist die Schwester Martha, wo mich so gut gepflegt hat.

Eine Gute ist's. Und das da, Schwester, ist mein Annebäbeli..." Mit den wenigen Worten verteilt er sein Maß von Hochachtung auf die beiden Frauen... Mit dem kargen Lob leistet er der Schwester zugleich Abbitte für die Grobheiten, die er ihr zu Anfang seines Spitalaufenthaltes gemacht hat. „Und jetzt, Schwester, wenn Ihr so gut sein wollt, und dem Annebäbeli sagen, wie Ihr die Wunde pflegt und verbindet. Ich will heim. —"

„Ach Franz, du Armer." — Ein Schluchzen ringt sich verzweifelt und qualvoll aus Frau Gurtners Mund. Zum erstenmal sieht sie, wie schwer die Verletzung an ihres Mannes Hand ist. Ermißt, wie hart es den Franz ankommen muß, sich daheim im Betrieb zurecht zu finden. Franz gibt sich einen Ruck. Ihn quält das heiße Mitleid, das aus dem Aufschrei seiner Frau so deutlich klang: „Annebäbeli, tue nicht so", sagt er, „wegen dem da spalte ich mein Holz und pflüge meinen Acker, so wahr ich Franz Gurtner heiße..."

Die Worte kommen aus seinem tapfern Herzen. Aber die Augen stehen voll Tränen. Und da geschieht es, daß Bäbelis Frauenherz den ganzen Reichtum seiner aufgespeicherten Güte und Liebe über den hart geprüften Dulder schüttet. Sie tröstet, mahnt, facht das matt flimmernde Hoffnungsfünklein zu heller Flamme an. Zwei Menschen haben ihre Rollen vertauscht. Von Bäbelis zartem, gebrechlichem Wesen strömt eine Kraft. Eine Fülle lebendigen Trostes. Sie spürt es gar nicht, — jetzt, in diesem Augenblick, — wie müde sie in der letzten Zeit immer war.

Es schneit in großen, leisen Flocken, wie sie zusammen ins Weglein nach dem Hof einbiegen, und da läßt Annebäbeli ihren letzten Trostgedanken laut werden: „In Gottes Namen wird's auch so gehen. — Und wenn's mit dem Bauern nicht mehr geht, so geben wir's in Lehen und ziehen ins Stöckli, gelt Franz... Für dich, — sie verbessert sich — für uns wird's schon langen. — Und die Kinder sind ja erzogen... Ihre kalte Hand stiehlt sich in seine Linke. Ein Frösteln überfällt sie... Hart spannt sich Gurtners Hand um Bäbelis kalte Rechte. In der liebevollen Rücksicht, mit der sich beide begegnen, verbirgt sich eine leise Schwermut.

Wieder ziehen ein paar Wochen. Es geht auf den Frühling. Zartgrüne Wiesen breiten sich zwischen braune Aecker, die auf den Pflug warten. — Die Sonne kann sich nicht genug tun mit Gleißen und Glänzen. Die Vöglein nicht genug jubeln und singen. Aber über dem Gurtnerhause hangen Schatten. Trotz der Lenzfreude. Die zwei Menschen darin bereiten sich vor auf kommende schwere Zeit. — Der Franz auf das Werken mit einer Hand. Annebäbeli aufs Sterben. — Und beide treffen ihre Vorbereitungen heimlich und jedes ringt in ohnmächtiger Schwäche mit seinem Schicksal. Aeußerlich verbergen sie eines dem andern seinen Kummer. Annabarbara Gurtner hat es mit sich selbst längst ausgemacht, daß nichts mehr — auch das neu geschenkte Leben ihres Mannes nicht — sie zurückhalten kann vor dem großen Schritt ins Dunkel. Sie trägt die Gewißheit mit stiller Ergebung, nur einzig darauf bedacht, ihre Hinfälligkeit vor den andern zu verbergen. Aber seitdem der Franz sein neus Leben lebt, ist ihm gar vieles klar geworden, selbst da, wo früher seine Augen mit Blindheit geschlagen waren. Er sah es schon im Spital: bei jedem Besuch, den seine Frau ihm machte, war sie schmaler, hinfälliger. Er schrieb es damals auf den ausgestandenen Schreck, die vermehrte Arbeit. Aber es wurde nicht besser, als er wieder daheim war.

In den letzten Wochen und Monden hat Franz Gurtners inwendiger Mensch einen weiten Weg gemacht. Einen Weg, der abbog von der breiten, bequemen Straße, wo jeder in ungezügelter Lust mit frevler Hand pflückt, was am Rande steht. — Er ging den Weg des Leides und daraus wand sich das bittere Dornensträßlein der Erkenntnis. Jetzt geht Franz schon lange den Weg der Buße. Will gut machen! Will! Es ist erschütternd zu sehen, mit welcher Hingabe und welchem Ernst der Franz Gutes tut. Tun will. Hundertfältig. Tausendfach. Und wie die, der alles Gute zuströmen soll, darin mit dem Herzen aufgeht, daß ihre Augen täglich größer, leuchtender werden —, wenn auch der Körper sich langsam auflöst. Nie mehr hört man beim Gurtnerhaus die zwei Schicksalsworte „ach Franz". Sie haben ihre Bedeutung verloren.

Das Mätteli liegt im ersten zarten Grün. Margritli blühen. Der Lenz hat mit zartem Finger das böse Weglein ausgestrichen, hat darüber Blüten gestreut, die kein Fuß mehr zertritt... Und darob ist ein Herz doch noch zur Freude gekommen... Annebäbelis letzte Erdentage verrinnen schon hier wie im Paradies. Losgelöst von allen Schmerzen, umgeben von Franzens Güte und Fürsorge ist sein Herz ganz zum Frieden gekommen.

Franzens größte Sorge ist nicht seine verlorene Hand. „Es geht ohne die auch. Nicht ganz so stark wie früher, aber es geht —", sagt er mit verblüffendem Gleichmut eines Tages zu Peter Wagner, wie der ihn nach seinem Ergehen fragt. „Aber mit Bäbeli ist etwas nicht recht. — Es schwindet mir dahin, wie Märzschnee in der Sonne. — Hast es nicht auch schon gesehen, Peter?" Er forscht ängstlich in dessen Gesicht. Ja. Peter sah es auch. — Aber er läßt es sich nicht merken. „Wegen dem, Franz, deine Frau war nie ein gar so robustes Weibsbild..." Aber heimlich denkt Peter an die Worte seiner Frau, „du, das Bäbeli drüben gefällt mir nicht. Eh' weder nicht sieht die Nachbarin den Frühling zum letztenmal kommen." —

Ein linder Märzabend ist's. Ein leiser Wind bewegt die Vorhänge in Bäbelis Krankenstube, und trägt den Duft von Veilchen herein. Noch legt sich das überhelle Licht der scheidenden Sonne in langen, schrägen Streifen über das Bett der Kranken und webt ihr über die Kissen ein goldenes Band, gleitet weiter über ihr stilles, weißes Gesicht und endlich über Franzens weißen Kopf. Der sitzt, ein wenig vornüber gebeugt, am Bett seiner Frau. Annebäbelis durchsichtige Hand liegt in seiner Linken.

„Franz, gern wäre ich jetzt noch bei dir geblieben", sagt die Kranke mit ruhiger Stimme. „Und doch wird mir das Scheiden nicht so schwer, — weil wir es die letzte Wegstrecke so schön hatten miteinander."

Da übernimmt es den Franz und mit zitternder Stimme, in der die Rührung bebt, fleht er: „Aber sie war so kurz, Annebäbeli, — so kurz! — Bleib noch."

Wortlos und wehmütig schaut die Frau ihn an. — Nach einer Weile kommt es mit erstickter Stimme aus ihm: „Jeder Gedanke an dich Annebäbeli wird ein Danken sein." Da fährt ihre schmale, welke Hand über sein graues Haar. Immer und immer wieder. Der Schmerz der Trennung rührt wortlos an ihre innersten Seelen. —

Einen Sommer lang zwingt es der Franz noch mit einer Hand, mit Gottlieb und Käthe, und schafft sein Heimwesen. Kein Mensch sieht, wie hart es ihn ankommt, seine Linke zu lehren, was einstmals die Rechte tat: das Werkholz zu führen, die Sense zu halten, das Holz zu spalten. Und doch zwingt er's. Der eiserne Haken und daran zwei lederne Riemen helfen ihm zum Werk. Stunden lang übt er die Handgrifffe, droben auf dem Söller, drunten in der Tenne, im Stall oder im Schnäfelkämmerli. Nie sieht ihn ein Auge dabei... Er tut seine Arbeit so exakt wie früher.

Auf Annebäbelis Grab blühen schon die feurigen Geranien, so frisch und sorglich gehütet, wie sie es einst selbst tat. — Das Andenken an die Entschlafene führt den Franz neue, gesegnete Wege. Seine Verlassenheit macht ihm den Weg oft dunkel. Aber er geht ihn dennoch, tapfer und mutvoll. Sein Dämon ist von ihm gewichen. Der Schlüssel bleibt am Brett, und das Mätteli steht voller Blumen.

Das Wagner Lisi hat immer eine seltsam weiche Stimme, wenn es jetzt mit Franz redet. Und der Peter geht viel am Sonntag mit Franz über Feld. Der Tod Annebäbelis hat das Band gegenseitiger, treuer Freundschaft enger geknüpft, hat sogar im Wagnerhaus im Verborgenen Segen gewirkt. —

Im Frühling darauf zieht auf dem Hof des Franz Gurtner der neue Pächter ein. Der Franz ist ins Stöckli gezogen. Käthi, die alte Magd, sieht ihm nach dem Rechten... Franz lebt sein Leben zwischen ruhiger Beschaulichkeit und stiller Arbeit. Manchmal, wenn er seine Blumen besorgt, — er kann es jetzt so gut wie Annebäbeli, — steht auf der Straße drüben der Jüngste vom Wagner Peter, den Finger im Mund, und schaut ihm von ferne zu...

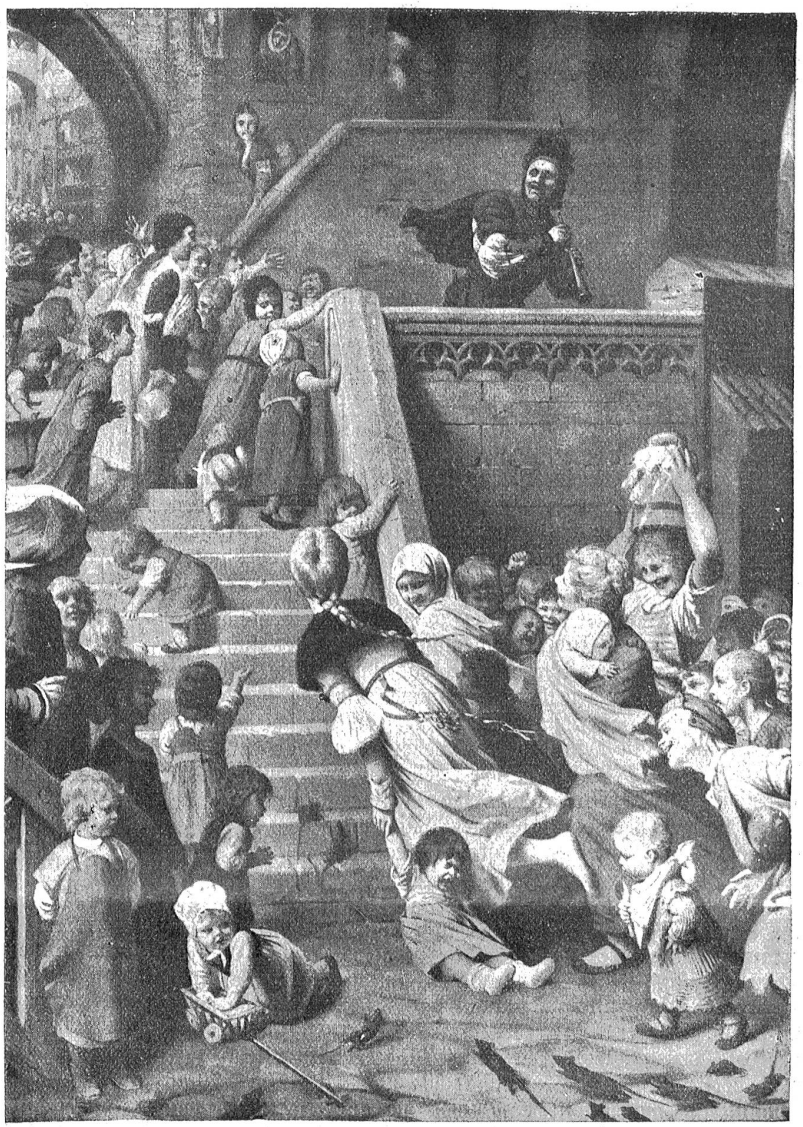
Und einmal, wie der Franz Blumenstäbe schnitzt, und sie mit grüner Farbe anstreicht, guckt das Büblein wieder von ferne mit verlangenden Aeuglein. Und endlich faßt sich der Kleine ein Herz und ruft über die Gasse: „Machis Gurtner-Vati?" Zuerst merkt Franz nicht, daß der Ruf ihm gilt. Ein Schrittlein kommt der Walterli näher und ruft wieder.

Endlich horcht der Franz auf und merkt, daß der Ruf ihm gilt.

„Komm und schau, Kleiner", ruft er freundlich. Zaghaft schleicht das Kind daher. Versteckt sich noch ein wenig hinter der Scheiterbeige, drückt sich dem Schöpflein nach, und steht auf zehn Schritte Entfernung wieder still, ungewiß, ob es sich wohl näher wagen darf... Da ruft der Franz noch einmal: „So komm doch, und schau, wie schön grün die Stecklein werden..." Da ist der Bann gebrochen. Und von der Stund' an hat Franz Gurtner Gesellschaft, die ihm das Herz leichter und die Tage froh macht. In ihm ist die Leidenschaft nach Abwechslung und Genuß erloschen, und sein Herz geht immer mehr den stillen, kleinen Freuden des Alltags nach.

Wer an einem schönen Sonntagabend an seinem Haus vorbeigeht, sieht den Franz auf der grünen Bank hinter dem Blumenstäg sitzen. Oft liest er in der Bibel. So sehr das laute Leben auf der Dorfstraße brandet und der wogende Kinderlärm herüberschlägt, er sieht selten auf und achtet seiner nicht. Sein Herz hat keinen Teil daran... Nur ab und zu gehen seine Augen wie in verhaltener Sehnsucht in die Ferne, oder sein Ohr lauscht traumhaft dem leisen Herzschlag der Sehnsucht nach seiner toten Frau. Etwas Ausgelebtes, Hinfälliges ist an Franz, und es ist fast, als ob Annebäbeli den still gewordenen, treuen Kämpfer nachzöge...

Ende.



H. v. Kaulbach. — Der Rattenfänger von Hameln.

Hameln ist ein kleines Städtchen in Hannover. Es lebt dort folgende Sage: Im Juni 1284 erschien in Hameln ein Pfeiffer, welcher sich anheischig machte, gegen eine gewisse Summe alle Ratten aus der Stadt in die Weser zu treiben. Dies gelang ihm in der Tat mittels des Blasens auf seiner Pfeife. Da man dem Manne seinen Lohn vorenthielt, lockte er am nächsten Sonntag während des Gottesdienstes durch sein Pfeifen alle Kinder aus den Häusern in den geöffneten nahen Koppelberg. Etwas später kam der Rattenfänger mit den Kindern in Siebenbürgen wieder zum Vorschein und gründete mit ihnen die Kolonie der siebenbürgischen Sachsen.